

ALESSANDRO «SANDRO» LA MARRA

«Ich bin halb Italo, halb Schweizer»

Der bärbeissige Mann mit Schnauz und Adlernase ist weitherum bekannt. Als er 2016 nach achtzehn Jahren den «Römer» aufgab, stand eine Welt kopf: Der Römer ohne den grimmig wirkenden Patron mit dem Schalk in den Augen, wenn er lachte – das war undenkbar!

Zwei Jahre sind vergangen, Sandro ist noch im Nordquartier anzutreffen. Zum Beispiel, wenn er seinem Kollegen Edi Abbiasini über den Mittag in der Pizzeria Tricolore aushilft. «Ich vermisse meine alte Stammkundschaft immer noch», gibt er zu, «aber so ist der Lauf der Zeit.» Sladjana, langjährige Serviceangestellte im Römer und nun im Dolce Vita tätig, begrüsst ihren ehemaligen Chef mit Wangenküssen, bringt die Getränke, das Gespräch kann beginnen.



Ist immer noch oft im Nordquartier anzutreffen: Sandro La Marra.

Bild: z/vg

Ich war ein Bauernkind und lebte mit meiner Familie in Sant'Elia Fiumerapido, einem Dorf mit tausend Leuten in der Region Lazio bei Rom. Wir sind vier Brüder und eine Schwester. Ich bin der vierte. Wir hatten ungefähr siebenhundert Olivenbäume und Wein. Oft ging ich mit der Mutter auf den Markt, wo wir Gemüse verkauften. Wenn Mutter nicht dabei war, gab ich die Ware immer zum halben Preis, damit ich möglichst bald wieder zu Hause sein konnte. Die Oliven streiften wir im Winter mit Stecken von den Zweigen, sechs Frauen kamen jeweils und halfen, die heruntergefallenen Früchte aufzulesen. Meine Aufgabe war oft, mit dem eisernen Holzkohlekessel die Runde zu machen, damit die Frauen ihre Finger aufwärmen konnten.

Ich ging fünf Jahre zur Schule. Ich war so intelligent, dass ich da nicht länger hinmusste. (Lacht.) Ich ging nicht so gern zur Schule, niemand ging gern dorthin. Wir wollten lieber spielen, in der Nacht sind wir manchmal über den Balkon abgehauen und haben einander irgendwo getroffen. Ich wollte gerne Schreiner werden, doch der Vater sagte: Nein! Ich wollte gerne Mechaniker werden, doch der Vater sagte: Nein! Er wollte, dass ich Bauer werde. Ich habe gerne in der Landwirtschaft gearbeitet, hätte

das aber nicht als Beruf tun wollen. Zwei meiner Brüder lebten damals, 1963, bereits in der Schweiz. Ich ging, fünfzehnjährig, nach England, nach Leeds, wo Verwandte von uns eine Studentenpension betrieben und wo ich etwa acht Monate blieb. Am Morgen und Abend servierte ich den Studenten die Mahlzeiten, um neun Uhr war ich auf der Baustelle – meinen Verwandten gehörte auch eine Baufirma. Die Tochter besass ein Holzkohlegeschäft, am Abend musste ich beim Ausliefern helfen. Manchmal

war der Nebel so dick, dass ich mit einer Lampe vor dem Auto herleuchten musste. Ich schrieb meiner Mutter viele Briefe, es gefalle mir nicht und ich möchte nach Hause kommen. Diese Briefe wurden von meinen Verwandten zurückbehalten, ich fand sie einmal zufällig, redete mit den Verwandten und konnte endlich zurückkehren. Ich arbeitete dann in einer Marmorfabrik. Marmorschneiden, eine nasse Arbeit. Auch sie gefiel mir nicht besonders. Ich sagte zu meinen Eltern, ich wolle ins Ausland. Im Dezember 1963 kam ich in die Schweiz. Im April 1964 fing ich im Metropole am Buffet an, wo ich bis zum Patronwechsel 1966 blieb. Ich kam ins

«Die Tränen liefen mir übers Gesicht, als ich vom Römer wegging.»

Casino, wo ich als Kellnerlehrling 150 Franken im Monat verdiente. Bereits nach drei Monaten konnte ich eine befristete Stellvertretung für den Chef de Rang übernehmen. Ich verdiente nun 3000 Franken, inklusive Trinkgeldern. Damals gab es ja einen Fixlohn und der Rest setzte sich aus den Trinkgeldern zusammen. Wir spielten manchmal Karten um Geld. Als ich wieder Lehrling werden sollte mit einem kleinen Lohn, reichte der nicht mehr. Ich wechselte ins Bäregg und nach einem Jahr in den Niesenblick in Oberhofen, wo ich mich aber mit dem Patron nicht gut verstand. 1968 begann ich in «La Pizzeria», der ersten Pizzeria in Bern. Ich arbeitete eine Zeit im Mövenpick am Bubenbergplatz, kehrte zurück in den Gfeller / La Pizzeria, wurde Chef de service im Pinocchio und übernahm dort die Geschäftsführung. Dann führte ich das Beaumont im Weissenbühl, war von 1990 bis 1997 Pächter im Moléson und übernahm am 1. Februar 1998 den Römer, dessen Patron ich bis am 31. Juli 2016 blieb. Die Tränen liefen mir schon über das Gesicht, als ich dort wegging. Es wären Renovierungen nötig gewesen, aber die damit verbundenen Probleme waren zu gravierend. Ich habe seither ein paar Offerten zur Übernahme eines Restaurants erhalten, aber keine passte mir so recht. So helfe ich nun hier und dort aus, ich war im Della Casa, in der Webern und jetzt beim Kol-

legen in der Lorraine.

Der Römer hat mir viel bedeutet. Ich hatte sehr gute Stammgä-

ste. Am Anfang musste ich viel investieren. Ich hätte das Restaurant auch kaufen können, aber damals war mir das zu riskant, besonders, weil in meinem Umfeld zu diesem Zeitpunkt viele Leute schwer krank waren. Heute bereue ich, dass ich den Römer nicht gekauft habe. Zu meinen Stammgästen gehörte immer die Polizei. Schon im Moléson hatte ich von der Polizei gelebt. Auch Bubi eifach und Züri West waren regelmässig im Römer zu Gast. Und Stammgäste aus früheren Betrieben besuchten mich ebenfalls oft, was mich sehr freute.



1971 habe ich geheiratet. Am Vorabend der Hochzeit fuhr ich einen Kollegen nach Riggisberg nach Hause. Auf dem Rückweg fiel ich in einen Sekundenschlaf, kam von der Strasse ab, das Auto überschlug sich. Es war Vollmond, ich sah Blut und schrie. Ein Auto hielt und brachte mich nach Belp ins Spital. Ich hatte Rippen gebrochen. So war ich statt an der Hochzeit im Spital. Wir haben dann getauft und geheiratet in einem ... Ich war fünfzehn Jahre verheiratet und bekam zwei Töchter. Später hatte ich mit einer zweiten Frau noch einen Sohn.

Meistens habe ich in Ostermündigen gewohnt, wo ich aber nicht viel Zeit verbrachte. Ich war immer im Restaurant. Das Lorrainequartier gefällt mir. Ich habe die Leute dort gern gehabt. Alle kennen einander, auch die Geschäftsleute. Eigentlich sind viele Quartiere einander ähnlich. Wichtig ist, wie man selber mit den Leuten umgeht.

Vor zehn, fünfzehn Jahren hatte ich einen Herzinfarkt. Ich fühle mich heute gut, aber ich musste insgesamt neun Mal ballönlé. Zuletzt vor vier Jahren.

Ich möchte nicht nach Italien zurück. Ich bin lange fort von dort. Meine Mutter war drei Jahre im Spital. In Italien muss immer eine Person aus der Familie bei den Kranken sein. Hier in der Schweiz bezahlen wir, haben aber dafür Pflege, wenn wir krank sind. Damals habe ich entschieden, nicht zurückzukehren. Im Moment lebe ich alleine. Ich fahre sehr gern nach Italien in die Ferien, aber ich habe nie Längizyti nach meinem Ursprungsland. Unser Elternhaus ist noch in meinem Besitz, ich habe es renovieren lassen, kann es aber trotzdem nicht verkaufen. In Italien kann man momentan keine Immobilie verkaufen, die Leute haben kein Geld für so etwas. Meinen Teil der Oliven und Trauben schenkte ich meinen Verwandten im Ort. Früher hatten alle einen Weinberg und Oliven, heute will niemand mehr die damit verbundene Arbeit tun.

Aufgezeichnet von Katrin Bärtschi